Illustrirtes Sonntags-Blatt
der
„Thorner Presse."
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 11. | 4. Quartal. | 1887.

Ellinor.

Novelle von H. Riedel.
(7. Fortsetzung.)

[11]

(Nachdruck verboten.)

Der Ausdruck des feinen, lieblichen Gesichts verscheuchte blitzesgleich die dunklen Wolken, welche sich über dem Antlitz des jungen Mannes gelagert hatten.

„Meine liebe Schwester!" rief er aus. „Sei tausendmal willkommen!"

So überraschend kam Ellinor dieser Gruß, daß sie zurückwich, statt in die geöffneten Arme des vor ihr Stehenden zu eilen.

Sprach die Stimme der Natur so laut in ihm? — und weshalb vernahm sie denn nichts von diesem wunderbaren Laut? — Sie sah so angstvoll fragend in sein Gesicht, welches eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem ihrigen zeigte, daß er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.



Bulgarentypen. (Text S. 88.)

„Ich bin es wirklich! Edward Müllner, vormals Edward Torsten," sagte er und, Ellinor's Hand erfassend, fügte er hinzu: „Und das ist mein Schwesterchen Ellinor, das ihren Bruder gesucht und gefunden hat. Tausend Dank, liebe Schwester! — Komm' nun hier hinein — es ist ein seltsam unbehaglicher Raum, aber der einzige, welchen ich Dir augenblicklich darbieten kann. Hier ist ein Koffer — Du wirst müde sein vom vielen Treppensteigen, — bitte, nimm darauf Platz." Er nöthigte Ellinor, niederzusitzen, während er sich selber mit verschränkten Armen an das Fensterkreuz lehnte. Es befand sich kein Möbel im Zimmer, welches seine kahlen vier Wände zeigte, und Ellinor's Blicke schweiften darüber hin und blieben dann auf dem Antlitz ihres Brudes haften, traurig und fragend zugleich. Er beantwortete dieselben, indem er erklärte, daß er nicht viel besser während langer Wochen gewohnt habe.

„Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, die Möbel, welche eben davongetragen wurden, waren meine luxuriöse Ausstattung — Bitterkeit und Lebensüberdruß meine unzertrennlichen Gefährten. Du sprichst kein Wort, Ellinor — laß mich doch auch einmal Deine liebe Stimme hören!"

Es lag eine herzliche Bitte in diesen Worten, und brüderlich war die Weise, in der er seinen Arm um Ellinor's Schulter legte — und dennoch war ein Etwas in seinem Wesen, das sie abstieß und wohl kaum in seiner äußeren Erscheinung liegen konnte, welche einen eleganten, ja, vornehmen Anstrich hatte und wenig mit seiner Umgebung übereinstimmte. Frei und stolz war die Art, wie er den hübschen Kopf trug, mit dem weichen, braunen Haar und den hellen Augen, die an Schnitt und Farbe genau denen Ellinor's glichen, nur daß sie einen lebhafteren Glanz ausstrahlten.

Das junge Mädchen sah mit beredtem Blick zu ihm auf — und dann erhob sich Ellinor und sagte leise: „Wie weh thut es mir, zu wissen, daß Du Dich mit solcher Umgebung begnügen mußtest, lieber Bruder — — wie aber kam es" — sie zögerte, fortzufahren und er wiederholte ihre Worte:

„Wie es kam?" — Ein scharfer Klang lag in seiner Stimme, die erst allmälig ihren weichen Tonfall wieder erhielt. — „Mein liebes Kind, man hatte mir die Mittel zu meinem Lebensunterhalt sehr knapp zugemessen, — durch ein Bankhaus wurde mir alljährlich eine

Summe ausgehändigt, welche kaum ausreichte, die nothwendigsten Ansprüche zu befriedigen — Du hast natürlich keine Ahnung von den Verlegenheiten, in welche ein junger Mensch gerathen muß, der den Drang nach Genuß in sich fühlt und zu beständigem Entsagen verurtheilt ist! Daß mein Schicksal noch eine andere Wendung nehmen könnte, hielt ich für unmöglich, da es mir nicht glücken wollte, den Namen meines unbekannten Beschützers zu erfahren. Ich hatte schon die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen —

Und nun hat dieser Brief mir neuen Muth, mich in des Wortes vollster Bedeutung dem Leben wiedergegeben. Meine ungetheilte Dankbarkeit gilt dem Manne, der mit Aufopferung aller eigenen Interessen für unsere Wohlfahrt Sorge getragen hat, der uns zu dem Besitz alles dessen verhelfen wird, um welches man uns schmählich betrogen."

Ellinor hatte nur einen Blick auf das glatte feste Papier des Briefes geworfen, den ihr Bruder triumphirend, mit einem intensiven Leuchten in seinen Augen aus seiner Brusttasche gezogen, um sogleich zu wissen, daß er von Fernon herstammte. Und nun konnte sie sich auch den herzlichen Empfang des Bruders erklären. Nur Eines mußte sie noch erfahren:

„Seit wann standest Du mit Herrn Fernon in brieflichem Verkehr?"

„Dies ist das erste Schreiben, das ich von ihm erhalten," entgegnete Edward.

„Ein kleines, thörichtes Mädchen hat ihr Leben lang in Unterdrückung gelebt und dennoch ein Geheimniß bewahrt, dessen Veröffentlichung ihr Loos auf's Glänzendste umgestaltet hätte," fügte er in einem eigenthümlichen Ton hinzu, welcher ein dunkles Roth in Ellinor's Antlitz hervorrief.

Und als Edward schwieg, nahm sie das Wort:

„Mein Loos kommt nicht in Betracht — mich trifft ein bitterer Vorwurf! Sprich ihn nur aus, ich habe es verdient. Und dennoch — — wenn ich heut' anders handeln sollte, ich könnt' es nicht!"

Er sah sie erstaunt an, sie achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, und ihre Stimme klang schmeichelnd und eindringlich:

„Ist denn der Reichthum ein so hohes Glück, daß wir, um ihn zu erlangen, Elend und Verachtung über unseren Oheim bringen sollten? — Können wir nicht ohne diesen Reichthum bestehen? — Es ist ein vergängliches Gut, das keinen Frieden bringt. — Ich habe Manches gelernt, das zu verwerthen ich keine Anstrengung scheuen will — und Du hast einen Beruf, der Dich großen Zielen entgegenführen kann. Eine Ahnung solcher Größe ist mir aufgegangen beim Erblicken hoher himmelanstrebender Dome, stattlicher Paläste, wie ich sie oft im Bilde angestaunt — — winken sie nicht, Begeisterung athmend, zur Nacheiferung? Sind wir nicht jung und stark, — und können wir nicht unsere Kraft daran setzen, uns selber den Mammon zu erringen, der, den Händen unserer nächsten Anverwandten entrissen, uns keinen Segen bringen würde? Ach, Edward, laß mich nicht die Täuschung erleben, daß Du anders denkst, wie ich. Auch über mich kam in einem schwachen Augenblick die Versuchung und ich habe sie überwunden."

Er strich ihr liebkosend über Haar und Wangen und versetzte lächelnd:

„Du sprichst, wie Du's verstehst, kleine Schwärmerin! — Indessen mich lockt ein Ziel, das zu erreichen, ich Gold und Glanz um mich ausbreiten muß."

„O, dann ist es des Erringens nicht werth," fiel Ellinor ihm schnell und kühn in die Rede.

„So sehr verachtest Du Ansehen und Reichthum?" sagte er fragend. „O, glaube mir, ein mächtiger Hebel ist das Gold — es öffnet weit die Pforte, die zum Glück führt. Und wir haben allen Grund, uns das dienstbar zu machen, was sich so lange unserer Herrschaft entzogen hat."

„O, Bruder," fiel sie ein, „schone derer, die aus Irrthum gesündigt!"

„Aus Irrthum?" wiederholte er spöttisch, und sie bemerkte, wie sich ein harter Zug um seine Lippen legte. „Nein, Ellinor, Niemand hat wissentlicher Unrecht gethan, als sie — — und wenn ich nach einer Entschuldigung für sie suchte — um Deinetwillen, Ellinor! — ich fände keine. — Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen, und bei der immerhin für mich sehr schwierigen Aufgabe — denn ich werde einen Eklat möglichst zu vermeiden suchen — rechne ich auf Deine Unterstützung. — Zuerst jedoch habe ich eine kleine Reise anzutreten — — laß Dir's zuflüstern, Schwesterchen: Der Reichthum, den Du schmähst, er soll mir das Mädchen erringen helfen, das ich liebe" — —

„Ich will Dich nicht aufhalten, Edward," sagte Ellinor, „thue, was Du für recht hältst, und Deine Reise sei vom Glück begleitet" — —

„Und was wirst Du beginnen, allein hier in der großen Stadt?" fragte er dagegen. „Darf ich Dich auch zurücklassen — — die Bruderpflicht gebietet mir, Dich zu begleiten."

Er sah nach der Uhr, er überlegte offenbar, wie er's einrichten könne, die eine mit der anderen Pflicht zu vereinigen, aber Ellinor machte seiner Unentschlossenheit ein rasches Ende.

„Sorge Dich nicht um mich," sagte sie, ein Lächeln erzwingend, und reichte ihm die Hand dar, die er zärtlich in der seinigen drückte, — „ich bin in meinem Hotel, das ich früher einmal rühmen hörte und dessen ich mich jetzt erinnerte, gut aufgehoben, und werde überdies noch heute die Stadt verlassen."

Dann tauschten die Geschwister noch einige Abschiedsworte aus und Beide gingen ihres Weges.

Eine weite Kluft hatte sich zwischen ihnen geöffnet.

„Ganz allein" — drang es über Ellinor's Lippen. Jetzt erst kam es ihr mit aller Macht zum Bewußtsein, wie verlassen sie in der Welt dastand. Sie preßte die Lider einen Moment fest gegen die schmerzenden Augen, um nicht in den hellen, strahlenden Sonnenschein zu blicken, der selbst in die engsten, düstersten Straßen der Vorstadt eindrang und Dächer und rauchgeschwärzte Mauern vergoldete. Das war ihr ein Trost, wie sie die Augen wieder öffnete, und sie faßte neuen Muth.

* *
*

Es war einer jener Sommerabende, welcher trotz seiner milden Wärme und obwohl noch der grüne Blätterschmuck Baum und Strauch ziert, doch ein Ahnen des nahenden Herbstes hervorruft. Sei es, daß uns die wallenden Nebelschleier, welche über den Wiesengründen lagern, schon das strahlende Antlitz des Sommers zu verhüllen scheinen, — oder daß ein leise sich zur Erde senkendes Blatt uns an Vergehen und Sterben erinnert, — genug, ein Schauer rinnt durch unsere Glieder, ein Bangen legt sich auf unser Herz, und das Auge wendet den Blick von der Erde dorthin empor, wo die Sterne in endlosem Wechsel kreisen.

Vollmondschein, Tageshelle um sich verbreitend, lag auf Flur und Hain, in silbernes Licht tauchte er das alte Stammschloß Hohenhorst, dessen zerbröckelnde Mauern mit schwankenden Baumschatten mitleidig verhüllend.

Die Fenster und Thüren eines Zimmers, das, zu ebener Erde liegend, in einen mit uralten Bäumen bestandenen Garten führte, dessen Laubengänge noch die Formen verriethen, zu welchen vor langen Zeiten die Scheere des Gärtners sie zugestutzt, standen weit geöffnet, und des Mondes bläulicher Schein versuchte den Glanz der Kerzen zu überstrahlen, der in gelblichen Strömen hinausfluthete.

Komtesse Hella, von diesem doppelten Lichtschimmer umflossen, bewegte sich unruhig durch das Zimmer und auf die Steintreppe hinaus, die weißen Arme auf die Balustrade stützend und ihren Blick, seltsam spähend, in das tiefe Baumdunkel versenkend, das selbst der Mondschein nicht zu durchdringen vermochte. Aufseufzend ging sie wieder in's Zimmer hinein und trat zu dem Tische, dessen Marmorplatte mit schöngeschliffenen Krystallkaraffen, in denen goldener Wein funkelte, sowie mit seltenen Früchten und feinem Gebäck auf schweren silbernen Tellern von altmodischer Form bedeckt war. Sie ergiff eine der Karaffen, füllte eins der spitzen Gläser bis zum Rande mit dem lieblich duftenden Trank und setzte den Becher an die Lippen, ihn in durstigen Zügen leerend.

„Ich muß Muth mir zutrinken, wenn möglich Lethe," murmelte sie dabei vor sich hin, während sie ihren unruhigen Gang durch das Zimmer wieder aufnahm.

„Hella, Du machst mich nervös," erklang es mit einem Mal von dem Eingang her, an welchem verblichene Sammetportièren herniederhingen. „Ich beobachte Dich schon eine Weile, ohne daß Du's gewahr wirst!"

Hella sah auf und blieb stehen.

„Warum trittst Du nicht näher, Mama, und forschest nach dem Grunde meiner Ruhelosigkeit?" sagte sie. „Erschrick nicht! Ich habe nicht die Absicht, mich der heutigen Feier zu entziehen. Aber die Nothwendigkeit, welche mich vorwärts treibt, ist hart — und ich fühle meine Kraft allmälig erlahmen auf dieser Hetzjagd nach dem Golde — o, ich wollte, man hätte mir andere Ideale gestellt".

Obwohl sie bei diesen Worten ihre Augen auf der Mutter Antlitz richtete, lag doch kein Vorwurf darin ausgesprochen, auch blieben Frau von Hohenhorst's Mienen unverändert.

„Ist das Alles, was Du mir zu sagen hast?" fragte sie nur. „Es ist gut, daß heute feste Verabredungen für die Zukunft getroffen werden sollen," fügte sie dann nach einer Weile hinzu, während Hella mit gesenktem Haupte dagesessen. „Lieb ist's mir auch, über diesen wichtigen Punkt noch mit Dir sprechen zu können, ehe die Kommerzienräthin und derjenige erscheinen, welcher von heute ab ebenbürtig Dir zur Seite tritt. Ja, blicke mich nur so erstaunt an — dort ist stolze Freude eingekehrt: Der Kommerzienrath wollte uns heute in Person mit der Freudenbotschaft überraschen, wurde aber durch Geschäfte zurückgehalten. Mich duldet's aber nicht länger, Dir die frohe Kunde vorzuenthalten." Sie hob den Kopf stolz empor. „Daß mir auch einiges Verdienst an dem glücklichen Ereigniß zuzuschreiben ist, indem ich meine Verbindungen in der Residenz benutzte, um meinen künftigen Verwandten den Freiherrntitel zu verschaffen, wird dankbar von ihnen anerkannt. Unser Hohenhorst soll in Kuno's Hände übergehen, und unser Name ist dem seinigen zugefügt worden. Du büßest also nichts Nennenswerthes ein, wenn Du die Freifrau von Müllner-Hohenhorst wirst. — Wir wollen denn auch den Wünschen der Kommerzienräthin entgegenkommen und heute, an Deinem Verlobungstage, Deine Vereinigung mit ihrem Sohne für das Frühjahr festsetzen. Hoffentlich hast Du nichts dagegen einzuwenden, liebes Kind?"

Mit dem Ausdruck innerer Angst blickte Hella der Mutter in's Auge.

„Edward ist hier," sagte sie, „ich habe ihn deutlich gesehen."

Frau von Hohenhorst erbleichte momentan, faßte sich aber im nächsten Augenblick.

„Thorheit," sagte sie beschwichtigend, „Deine aufgeregte Phantasie hat Dich getäuscht. Wie sollte er nach der Abweisung, die ihm zu Theil geworden, es über sich gewinnen, Dich aufzusuchen?"

„Ja, er ist stolz," entgegnete Hella, „aber er liebt mich. Und er sagte damals: wenn das Gold mich glücklich machen könne, und wenn nur der Mangel desselben ihn von mir trennte, so würde er Alles daran setzen, es zu erringen!"

„Ja, und Du weißt, daß er seinen Beruf daran setzte und ein Spieler und Trinker wurde," wandte die Gräfin mit verächtlichem Nachdruck ein.

Hella antwortete nicht, um erst nach einem längeren Schweigen auf „ihre Vision" zurückzukommen, als welche Frau von Hohenhorst das plötzliche Auftauchen Edward's im Bereich des Schlosses bezeichnete.

„Es wäre allerdings eine sehr romantische Situation an Deinem Verlobungstage," sagte sie zu ihrer Tochter, „aber, wie bekannt, ist die Romantik leider aus diesem Zeitalter verschwunden. — Sei nun vernünftig, Kind, ich bitte Dich, und verliere nicht Deinen klaren Blick, der mich so oft mit Stolz erfüllt hat, noch Dein richtiges Gefühl, welches Dich an mancher Klippe glücklich vorübergeleitet. — Warst Du's denn nicht auch selber, welche die Bewerbung des mittellosen Architekten mit dem Namen bezeichnete, der solcher Anmaßung gebührte?"

„Ich that es," bekannte Hella, „aber ich vergaß, daß auch in meiner Brust ein Etwas sich regt und bewegt, welches sich nicht zurückstoßen läßt, wie die Hand, welche sich uns entgegenzustrecken wagt, ohne über Glanz und Reichthum gebieten zu können" — —

Sie horchte nach der Thür hin und strich mit zuckenden Fingern über ihr Haar hin, während sie sich schnell aufrichtete und ihr Auge den Spiegel aufsuchte, welcher in kunstvoll geschnitztem Rahmen, dessen Entstehung man in das Mittelalter hineinschrieb, die gegenüberliegende Wand zierte und ihr Bild voll zurückstrahlte. Die tiefe Blässe, die auf ihren feinen Zügen lagerte, verlieh ihrer vornehmen Erscheinung einen besonderen Reiz und erhöhte ebenso den Glanz ihrer Augen, welche auf den jetzt Eintretenden mit all' der Freundlichkeit ruhten, die sich wie mit einem Zauberschlage ihrem ganzen Wesen aufgeprägt.

Mit ausgebreiteten Armen eilte sie der Kommerzienräthin entgegen, und lehnte ihr Gesicht an deren Schulter, während ein herzlich klingender Glückwunsch ihren Lippen entströmte, welchen die Freifrau von Müllner-Hohenhorst mit einer ihr sonst nicht eigenen Rührung entgegennahm. Das Uebermaß des Glückes, welches zu bewältigen sie noch nicht im Stande gewesen, machte sie stumm. Nun war ihr die Verwirklichung all' ihrer hochfliegenden Pläne zu Theil geworden — — und vor ihr lag, nun endlich erreichbar nach jahrelanger Anstrengung, der Gipfel des Berges, von blendendem Licht überstrahlt! Es war, als ob selbst ihre Sehkraft, obwohl gestählt durch vieles Hinaufschauen, für den Moment getrübt würde, — als ob sie etwas von jenem Schwindel empfände, der uns auf steiler Höhe zuweilen ergreift. — — Wie einer Stütze bedürftig, griff sie nach dem Arm ihres Sohnes, der während der zärtlichen Umarmung ihrer künftigen Schwiegertochter ruhig daneben gestanden, und ließ sich von ihm zu dem nächsten Sessel hinführen. Sie sank darauf nieder und schloß die Augen — und als sie dieselben wieder öffnete, sah sie Kuno's Antlitz besorgt über sich gebeugt.

Ein schwarzer Schatten schien sich zwischen ihn und sie zu schieben. — — Mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie solche niemals gezeigt, wenn auch vielleicht empfunden, zog sie den Kopf des Sohnes zu sich herab und sah ihm lange mit räthselhaftem Blick in die Augen, die schönen, dunkelen Augen, welche noch jetzt, wie vor vier Jahren, mit kindlicher Ehrerbietung, mit knabenhafter Zärtlichkeit auf ihr ruhten. Eine seiner weichen Locken zog sie durch ihre Finger, während sie die Schönheit seiner ebenmäßigen schlanken, biegsamen Gestalt förmlich in sich einsog — — und dann, als ob sie sich plötzlich ihrer momentanen Schwäche, ihrer mütterlich zärtlichen Empfindungen bewußt wurde und sich ihrer schämte, schob sie Kuno von sich und sah nach der Komtesse hinüber.

Wie deren Augen doch so schillernd glänzten und doch so kalt, so eiseskalt auf Kuno hafteten!

Ein Schauer überrieselte die Glieder der Kommerzienräthin.

Wie kam es, daß sie mit einem Male eines anderen Augenpaares gedenken mußte, das oft so bang', so fragend sie angeschaut und so warm aufgeleuchtet hatte, wenn es Kuno's Blicken begegnet war? Es kam ihr vor, als müßte sie ihn warnen, ihn, ihren Liebling, vor einer ihm drohenden, unbekannten Gefahr — — Wie thöricht, dieser dunkele Schatten, der an ihrem Geist vorüberflog!

Fort damit! War ihr Gehirn durch so viele Glücksfälle verwirrt geworden?

Mit einer energischen Willensanstrengung zwang sie sich zur Aeußerung einer Freude, welche sie nicht empfand, als Kuno jetzt zur Komtesse trat, und die beiden hohen Gestalten wie für einander geschaffen, Arm in Arm dahinschritten. Dem äußeren Anscheine nach einander ganz gehörend, waren sich Beide in diesem Augenblick doch ferner, als jemals. —

Durch die weitgeöffneten Thüren hinaustretend, stand nun das Brautpaar auf dem Balkon, und das Mondlicht wob um dasselbe seinen bläulichen Strahlenschleier und umgab es mit seinem geheimnißvollen Zauber.

Aber vergebens strengte die Kommerzienräthin Auge und Ohr an, um irgend eine kleine Gunstbezeugung zwischen ihnen gewahr zu werden, oder auch nur ein zärtliches Wort aus der leise geführten Unterhaltung zu vernehmen! Sie war der bis dahin sehr schweigsamen Gräfin ordentlich dankbar, als diese ein Thema in Anregung brachte, welches einige Dauer verhieß: Die Hochzeitsvorbereitungen. Und so wurde ihre Aufmerksamkeit endlich abgelenkt von den Beiden da draußen in der warmen, hellen Mondnacht. Als aber eine Pause in dem interessanten Gespräch mit Frau von Hohenhorst eingetreten, überzeugte sich die Kommerzienräthin, daß das Geflüster zwischen den jungen Leuten verstummt war, und auch sie selber versank in ein nachdenkliches Schweigen.

Nach einer Weile trat Kuno allein in's Zimmer zurück. Er sah verstimmt aus, und über das Antlitz seiner Mutter flog eine leichte Röthe.

„Wo ist Hella geblieben?" fragte sie in anscheinend sehr gleichmüthigem Tone, aber der Excellenz entging ein leichtes Vibriren in ihrer Stimme nicht.

„Sie haben Ihre Braut rücksichtsvoll dem Alleinsein überlassen, lieber Sohn, das ihr nach den Aufregungen des heutigen Tages auch wirklich noth thut," beeilte sie sich statt seiner in der freundlich entgegenkommenden und doch etwas herablassenden Weise zu erwidern, welche ihr Benehmen gegen die kommerzienräthliche Familie kennzeichnete. „Ich fand Hella heut' schon vor Ihrem Erscheinen so matt und abgespannt, daß ich ihr ein Zurückziehen anempfahl, welches sie jedoch entschieden ablehnte."

Hier lächelte Excellenz und machte eine bezeichnende, sehr schmeichelhafte Geste, welche Kuno zu seinen Gunsten hätte deuten dürfen.

Er schien aber wenig Lust dazu zu verspüren, bewegte im Gegentheil ablehnend seine Hand und entgegnete, sich neben seiner Mutter niederlassend, zur Gräfin gewendet:

„Hella scheint in der That das Alleinsein sehr zu wünschen! — Ich zog es daher vor, sie ihren Betrachtungen, welche sich unausgesetzt auf das Dunkel des Parks richteten, zu überlassen."

Er bog den Kopf rückwärts und sah zu seinem Erstaunen, daß der Balkon leer war. Mit einem Ausruf, welcher seine Verwunderung kund that, eilte er hinaus.

Die beiden zurückbleibenden Damen gewahrten, wie er sich zuerst nach allen Seiten umsah und dann hastig die Balkonstufen hinabeilte.

Die Kommerzienräthin erhob sich, um vom niedrigen Balkon aus ihrem Sohne nachzublicken, wie er auf den lichtüberströmten, freien Plätzen des Gartens auftauchte, im Dunkel der Bäume verschwand, um dann wieder in kleinen Lichtungen deutlich sichtbar zu werden und sich dann im Baumschatten zu verlieren. Von Hella's weißem Kleide dagegen war trotz all' ihres Spähens nichts zu erblicken. Sie lauschte, ob sie nicht wenigstens die Stimme der Wiedervereinigten zu hören bekäme; aber es blieb Alles still. Träumerisch neigten die Bäume zuweilen ihre Wipfel, wenn ein tieferer Athemzug der Sommernacht sie berührte.

Heimlich regte es sich in dem Gerank des Weinlaubes, das die Säulen des Balkons umsponnen hielt, wenn die Finger der Kommerzienräthin, indem sie sich lauschend vorbeugte, hineingriffen.

Es war ihr lieb, daß Excellenz, scheinbar ganz unberührt von den Vorgängen um sie her, im Zimmer zurückblieb und endlich ihre Karten hervorholte und eine Patience zu legen begann, in deren Verwickelung sie sich mit ganzer Seele vertiefte.

„Ein glücklicher Charakter!" dachte Frau von Müllner-Hohenhorst, nachdem sie einen Blick in das Zimmer hineingeworfen, und lehnte sich dann athemlos weit über die Balustrade hin, weil es ihr war, als ob sie lauten Stimmenwechsel dort in der Tiefe des Parkes vernähme.

Als in demselben Augenblick ein Hund anschlug und ein weithin schallendes und anhaltendes Geheul erhob, kehrte sie tief aufseufzend in's Zimmer zurück.

* * *

Hella hatte, nachdem Kuno sie verlassen, ängstlich rückwärts geschaut, noch eine Weile zögernd dagestanden, ehe sie die Balkonstufen hinabgeschritten, und hatte erst langsam, dann rasch und rascher, je mehr sie sich vom Schloß entfernt, die Richtung nach dem Park eingeschlagen. Sie kannte hier jeden Baum, jeden Strauch, denn sie hatte als Kind hier gespielt, und dennoch blickte sie zaudernd über die wild verschlungenen Wege hin, auf welchen breite Lichtstreifen und tiefschwarze Schatten in phantastischem Durcheinander abwechselten. Dann aber mochte sie überlegen, daß sie nicht viel Zeit zu verlieren habe, denn mit raschem Entschluß eilte sie zwischen weitläufig zerstreutem, niedrigem Gebüsch dahin, aus welchem sich mächtige Baumstämme hellleuchtend abhoben. So war sie auf eine kreisförmige Lichtung hinausgetreten, die, vom Vollmond fast tageshell beschienen, halb versunkene, hügelförmige Erhöhungen ringsum zeigte, welche ehemals bei den Lustbarkeiten der Schloßbewohner vielbenutzte Ruhesitze gewesen sein mochten, jetzt aber nur noch an die Vergänglichkeit alles

Irdischen gemahnten. Und ebenso war der Aushau, dem Schlosse gerade gegenüber, kaum mehr deutlich erkennbar. Trotzdem hatte hier ein Mann seinen Observationsposten gewählt. Er stand mit dem Rücken gegen einen breiten Baumstamm gelehnt und schien scharfen Blickes die Zinnen, Erker und Balkone des Schlosses in's Auge zu fassen.

Hella unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei, als sie sich plötzlich diesem Manne, welchen der Baumstamm so lange verdeckt, in unmittelbarer Nähe gegenübersah. Auch kam ihr die Ungehörigkeit ihrer nächtlichen Promenade mit einem Male deutlich zum Bewußtsein, — und schon hatte sie sich gewandt, um den Schatten der Bäume wieder zu erreichen, als bei dieser raschen Bewegung ein dürrer Zweig unter ihren Füßen knickte und ein Stutzen, ein jähes Emporfahren des an dem Baumstamm Lehnenden zur Folge hatte.

Und dann eine blitzschnelle Wendung — — „Hella!" — er rief es nicht, er jubelte es in den Wald hinein und hielt sie schon mit seinen Armen umschlungen. „Hella, geliebtes Mädchen!" stieß er leidenschaftlich hervor, „daß ich Dich nicht vergebens erwartet — es macht mich unnennbar, unfaßbar glücklich! Ich sah wohl, daß Du mich erkanntest, als ich mich in Deine Nähe wagte, und ich hoffte auf ein Zusammenkommen mit Dir, ich, nicht mehr der arme Sterbliche, in dessen Ohr Dein letztes Abschiedswort immer noch scharf und schneidend nachhallte — bis zu diesem Augenblick. — Nun trübt kein noch so leiser Hauch Dein strahlend Bild! Geliebte, die Schranken sind gefallen, die uns trennten, Glanz und Pracht kann ich fortan um Dich ausbreiten, nichts soll Dir unerreichbar sein, was Liebe ersinnen und Reichthum zu gewähren vermag. Nur ein Wort sprich, daß Du von meiner Hand annehmen willst, was nur, mit Dir getheilt, wahren Werth für mich hat. Gieb mir die Gewißheit, welche mich zum Glücklichsten der Sterblichen macht." — — Er sah ihr mit glühendem Blick in die Augen, und er fühlte, wie sie erbebte, und ließ sie langsam aus seinen Armen auf eine der halbversunkenen Rasenbänke niedergleiten, während eine fahle Blässe in sein Antlitz trat.

„Du sagst das Wort nicht, um das ich Dich anflehe?" rief er aus.

Er war neben ihr auf die Knie gesunken und faßte nach ihrer Hand. „O, Hella, so war es nicht der fehlende Reichthum, der mich in Deinen Augen herabsetzte? — Sprich, welch' ein Schatten ist es, der sich riesengleich zwischen uns niedersenkt?

Ihr Kopf beugte sich tief und tiefer, und jetzt verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen. Er sprang auf.

„Bist Du hergekommen, um mir die Hoffnung zu nehmen, statt zu geben?" fuhr er mit vor Leidenschaft fast erstickter Stimme fort. „Oder ist es die Scheu, Dich mir zu geben, welche Dich so verstummen macht? Bin ich zu stürmisch gewesen? O, Hella, liebst Du mich? Sag' mir nur das Eine!"

„Ich darf es nicht," stieß sie mühsam hervor und ihr ganzer Körper bebte.

„Du darfst mich nicht lieben?" fuhr er auf. „Wer will es Dir wehren? O, ich fühle Riesenkraft in diesen meinen Händen." — er streckte sie von sich, wie einem unbekannten Feinde entgegen — „und wehe dem, der Dich mir zu entreißen droht!"

„Ich bin es," erklang es in diesem Moment und unter den Bäumen hervor trat ein Mann mitten in den Lichtkreis hinein. Der Mond zeigte deutlich seine edelgeschnittenen Züge, die unnatürlich bleich erschienen. Um seinen Mund zuckte es, während er fragte: „Wer ist jener Fremde, Hella, der solche Worte an Dich, meine Braut, zu richten wagt?"

„O, Kuno," rief sie aus und glitt von der Rasenbank hinab, ihm zu Füßen. „Vergieb, vergieb mir! Ich habe Dich getäuscht, — mein Herz gehört Dir nicht, wie mir nicht das Deinige! Gieb mich frei — es kostet Dich keinen großen Entschluß, es befreit Dich nur von einer Last, an der Du so schwer getragen, wie ich selber. Laß uns wahr sein gegen einander in diesem Augenblick, der vielleicht so wie heut' nie wiederkehrt, und an welchen wir dereinst mit bitterer Reue zurückdenken würden. Berechnung führte uns zusammen — mag die Erkenntniß dieser Schuld den Bund wieder lösen, der doch nie zu unserem Glück geführt hätte. Gieb mich frei!" —

Kuno hörte mit maßlosem Erstaunen auf Hella's Worte und richtete hastig seine Braut aus ihrer demüthigen Stellung auf. Ein äußerst peinliches Gefühl überkam ihn, doch schwand es schnell und seine Brust schwoll empor — er konnte sich's nicht verhehlen: es war Freude, ungemessene Freude, die er empfand! Er holte tief Athem und unbewußt dehnte er sich vor Behagen, als ob er bereits den Zügel von sich



Abenteuer mit einem Löwen. (Text S. 86.)

abgenommen fühle, der ihn lange an frischer Bewegung gehindert, als ob er die Wohlthat der goldenen Freiheit wie einen Strom gesunder Luft, die ihm schon lange gefehlt, schon dankbar begrüßen dürfe. Seine Gedanken schweiften ungebunden mit ihm davon, ihn Zeit und Ort vergessen machend — es fehlte nicht viel, und er hätte einen Luftsprung gethan — aber schon nach wenigen Sekunden war die Aufwallung vorüber, traten seine sorgfältig geschulten Empfindungen wieder in ihre Rechte ein. Jetzt mehr wie je war er ja zu standesgemäßer Heirath verpflichtet. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Großmutter. Bilder aus Westrußland. (Mit Text auf Seite 88.)

Von der Körperwärme des Menschen.

Von Dr. H. T.

(Nachdruck verboten.)

Für alle Wesen der organischen Welt ist Wärme zum Leben erforderlich, sowohl in der Umgebung, wie im Innern des Körpers. Die demselben innewohnende Wärme ist seine Eigenwärme und wird durch die aufgenommenen Nahrungsstoffe erzeugt.

Die für den menschlichen Körper erforderlichen Nährstoffe sind vorwiegend zwiefacher Natur, nämlich kohlenstoffhaltige (das sind Stärkemehl, Zucker, Fett u. dergl. enthaltende) und stickstoffhaltige Stoffe (das sind Eiweiß enthaltende). Jede Arbeit des Körpers, geistige oder physische, birgt den Verbrauch von Kohlenstoff in sich, während Stickstoff fast gar nicht zur Aufnutzung gelangt. Trotzdem fühlen wir aber nach recht angestrengtem Arbeiten meist das Bedürfniß nach stickstoffhaltiger Kost, z. B. nach Fleisch, weil wir uns ohne diese nicht so schnell von der Ermüdung erholen können. Diesen Widerspruch erklärt uns die Wissenschaft dadurch, daß die Eiweißstoffe der Neubildung des Blutes und der Gewebe dienen, die kohlenstoffhaltigen Stoffe dagegen die Wärmebildung im Körper erzeugen.

Um uns dies recht anschaulich zu machen, wollen wir uns eines Vorganges aus dem täglichen Leben bedienen. Wo wir Wärme erzeugen wollen, bedienen wir uns brennbarer (kohlenstoffhaltiger) Stoffe: des Holzes, der Steinkohle u. s. w., zum Feuern der Oefen, des Stearins, Oeles u. s. w. zum Brennen der Lichter und Lampen. Alle diese Stoffe brennen aber nur, wenn auch genügender Luftzug vorhanden ist, damit dieser der Flamme Sauerstoff hinzuführe. Dann tritt noch ein dritter Mitarbeiter, ein Bestandtheil des Wassers, der Wasserstoff, auf, der bei der Verbrennung ein gewichtiges Wort mitredet. Derselbe ist stets in den Brennstoffen, mit dem Kohlenstoff als Kohlenwasserstoff vereinigt, enthalten und wird durch das Hinzutreten des Sauerstoffes aus seiner Verbindung herausgerissen. Der Sauerstoff bemächtigt sich der beiden anderen Stoffe und bildet mit dem einen Wasser, welches der Flamme größere Hitze verleiht und als Dampf verflüchtigt, und mit dem anderen Kohlensäure, welche als unsichtbares Gas in die Luft entweicht. Das Ganze geht unter Flammenerscheinung vor sich und ist nichts Anderes, wie eine beschleunigte, künstliche Verwesung. Genau so wie im Ofen oder in der Lampe findet die Zersetzung der Nahrungsstoffe auch im Innern unseres Körpers statt, nur fällt die Flammenerscheinung dabei fort und der Prozeß vollzieht sich langsamer. Durch die Verdauung der Speisen, welche Kohlenstoff und Wasserstoff (z. B. Gemüse) in den Körper liefern, und durch das Athmen, welches den Sauerstoff dazu schafft, erfüllen sich die Bedingungen des Verbrennungsprozesses, und Kohlensäure, sowie Wasserdampf werden durch den Mund ausgehaucht, wie wir diese Stoffe auch bei unserem Beispiele entweichen sahen. Da alle Vorgänge im Körper durch das Blut bewirkt werden, so ist auch der eigentliche Herd der Wärmeentwickelung nur im Blute zu suchen.

Die Wissenschaft kennt den Begriff „Kälte" nur als Bezeichnung für geringe Wärmegrade, und Wärme und Kälte ist nichts Anderes, als die Abweichung der Temperatur von unserer Eigenwärme nach zwei Richtungen hin. Diese

Abweichungen von unserer Körperwärme bleiben auch nicht ohne Einfluß auf uns. Hat unsere Umgebung höhere Temperatur, wie unser Körper, so wird dem Letzteren Wärme zugeführt, hat sie geringere Temperatur, so wird ihm Wärme entzogen. Aber nicht blos von der Temperatur der Umgebung ist die Körperwärme abhängig, sondern auch von der Art der Speisen, die wir genießen. Speisen, welche viel Kohlenstoff enthalten, erfordern zu ihrer Verdauung Sauerstoff, und fehlt es daran nicht, so steigert sich die Körperwärme; durch Mangel an Sauerstoff verringert sie sich, daher erhitzen alkoholhaltige Getränke, auch wenn dieselben kalt genossen werden; denn mit Kohlen- und Wasserstoff gelangt gleichzeitig eine entsprechende Dosis Sauerstoff in den Körper hinein.

Es leuchtet wohl ein, daß da, wo viel Wärme eingenommen wird, auch eine dementsprechende Ausgabe, die wir Abkühlung nennen, stattfinden muß. Dieselbe erfolgt durch das Ausathmen von Wasserdampf und Kohlensäure durch die Lunge, durch Wärmeausstrahlung von der Haut aus, durch Einathmen kühlerer Luft, durch Genuß kühlender Getränke und durch Erwärmung der festen und flüssigen Absonderungsstoffe.

Die Organe des thierischen Körpers besitzen gewisse Vorrichtungen, um die Temperatur auf ihren Flächen zu verringern oder zu erhöhen. Diese Einrichtung ist von der Natur getroffen worden, um dem Körper die Erhaltung einer sich stets gleichbleibenden Eigenwärme zu ermöglichen. Bekannt ist die mit dem Namen Gänsehaut benannte Erscheinung, welche durch das Frösteln auf gewissen Parthien der Haut herbeigeführt wird. In dem Gewebe der Haut befinden sich mikroskopisch kleine, elastische Fäserchen, welche sich in der Kälte zusammenziehen. Dadurch werden die kleinen Schweißdrüsen verschlossen und die Haut erscheint auf ihrer Oberfläche rauh. In der Wärme erschlaffen die Fäserchen, aber die Schweißkanäle öffnen sich und der Schweiß tritt daraus hervor und überzieht die Haut mit einer feuchten Schicht. Durch das Verdunsten dieser Feuchtigkeit wird der Haut Wärme entzogen, sie kühlt sich ab, indem das Blut, welches die kleinen Hautäderchen durchfließt, mit einer kühleren Temperatur seinen Rücklauf antritt und damit auch Kühlung zum Herzen führt. Dauert die Abkühlung lange genug an, so ziehen sich die Fäserchen nach und nach zusammen, versperren dem Austritte des Schweißes den Weg und können so das Gegentheil der Abkühlung, ein allmäliges Erwärmen, herbeiführen, jenachdem der Körper mit Verbrennungsmaterial versehen ist. Auf diese Weise geht der Wärmeausgleich in unserem Körper, ohne unser Zuthun, durch die Haut vor sich, während die Athmungswerkzeuge mit ähnlichen Vorrichtungen zu gleichem Zwecke ausgerüstet sind.

Je wärmer die Temperatur ist, in der wir uns bewegen, um so häufiger müssen wir Athem holen. Die Ursache liegt in der gesteigerten Wärme des Körpers, der das Bedürfniß hat, seinen Wärmeüberschuß auszugleichen. In kühlere Temperatur gekommen, läßt die Häufigkeit des Athmens sofort nach.

Wohnung und Kleider dienen uns zur Erhaltung der Körperwärme und lassen sich recht treffend als Sperrmittel dafür ansehen. Beim Thiere sorgt die Natur für Kleidung durch das Fell, welches im Winter mit einer dickeren Schicht von Haaren, Federn u. s. w. bedeckt ist, als im Sommer. Im Winter erscheint das Gefüge der Pelz- oder Federdecke in seinen Bestandtheilen lockerer, wärmt aber dadurch gerade mehr. Der Mensch trägt auch im Winter wärmere Stoffe, als im Sommer; dabei beobachtet man, daß ein dickes, lockeres Gewebe wärmer hält, als ein ebenso dickes und gleichzeitig dichtes Gewebe. Zwar kann auch ein dünner Stoff recht gut Kälte abhalten, dann muß er aber für die Feuchtigkeit der Luft undurchdringlich sein, was bei gummirten Zeugen der Fall ist. Diese verhindern von Außen das Eindringen der kalten Luft und von Innen das Austreten der Körperwärme. Aber auch hierbei ist es Bedingung, daß der Stoff auf der Haut Raum genug läßt, um eine wärmere Luftschicht auf der Körperoberfläche zu erhalten. An Stellen, wo der Stoff fest aufliegt, vermag er auch nicht zu schützen.

Außer den Sperrmitteln wird die Körperwärme erhöht durch Verminderung der Temperatur der äußeren Haut. Man beobachtet das nach einem kurz andauernden Sturzbad, auch unmittelbar nach völliger Entkleidung in kalter Luft. Dann ziehen sich in Folge des Kältereizes die Blutgefäße der Haut zusammen und gestatten einer nur geringen Menge Blutes den Durchfluß. Dadurch wird dem Ausströmen der Wärme Einhalt gethan, die sich nun im Körper aufspeichern muß.

Verbleibt man aber längere Zeit in der Kälte, so tritt nach und nach die Abkühlung auch in den Körper ein und es erfolgt langsamerer Herzschlag und weniger häufiges Athmen. Dadurch wird das Gegentheil angestrebt, nämlich möglichst wenig Kühle in den Körper gelangen zu lassen und dafür mehr Wärme festzuhalten; denn je langsamer der Blutumlauf vor sich geht, um so mehr nährende Stoffe werden an die einzelnen Organe abgegeben, um so umfangreicher findet die Zersetzung der Stoffe und um so größer die Wärmeerzeugung statt. Die Stoffe zur Wärmeerzeugung muß zunächst der Körper selbst hergeben, dafür ist ihm aber Ersatz nothwendig, und die Folge ist, daß der Appetit gesteigert wird. So erklärt sich denn auch die im Winter stets größere Eßlust und das Bedürfniß nach fettreicherer Kost, als im Sommer, wo kühlende, wasserreichere Nahrung vorgezogen wird.

Je größer die Wärmemenge im Körper ist, um so größer wird das Bedürfniß der Abkühlung, daher ist sie bei Erwachsenen und bei Wohlbeleibten größer, als bei Kindern und Mageren — größer bei solchen, die üppige Kost genießen, bei Reichen, als bei solchen, die mit magerer Kost fürlieb nehmen müssen, bei Armen — größer bei Gesunden, wie bei Kranken — größer bei Leuten, die viel arbeiten und ausgearbeitete Muskeln und dickere Haut haben, als bei denen, die eine sitzende Lebensweise führen und dünnere Haut haben — größer in der Reife des Lebens, als im Greisenalter.

Für das Wohlbefinden des Körpers ist also die Regelung von Wärmeeinnahme und Ausgabe von außerordentlicher Wichtigkeit. Nur vermöge dieser Einrichtung der Natur ist es dem Menschen möglich, die starre Kälte der Pole, wie die Gluthhitze des Aequators zu ertragen. Die Eigenwärme des Körpers beträgt bei gesunden Personen 29—30° R. und schwankt während des Tages nur um ein ganz Geringes. Unmittelbar nach dem Genuß der ersten Nahrung steigt sie 4—6 Stunden lang, sinkt dann bis zum Mittagessen, steigt dann wiederum 2 Stunden und sinkt alsdann bis zum Abend, ohne daß das Abendessen einen nennenswerthen Einfluß ausübt. Der Nahrungsgenuß bringt also stets eine Steigerung der Körperwärme mit sich, doch scheint das Verhältniß einer steten Abkühlung vom Morgen bis zum Abend hin vorwaltend zu sein. Bei Krankheiten tritt regelmäßig eine Abweichung der Eigenwärme vom normalen Zustande ein, die sich darin begründet, daß jede Krankheitserscheinung zunächst in einer Störung des Stoffwechsels zu suchen ist. Wir sahen aber, daß die Eigenwärme aus dem Verdauungsprozesse hervorgeht, ein Erzeugniß desselben ist, und deshalb naturgemäß den Zufälligkeiten desselben ebenfalls unterworfen sein muß. Daher die Erscheinungen von Hitze und Kälte bei Kranken und die Aufmerksamkeit, welche der Arzt bei vielen Krankheiten den Schwankungen der Körperwärme des Patienten widmet.

Auf die Verrichtungen des Körpers ist die Steigerung der Eigenwärme von bedeutendem Einfluß; dauert sie lange an, so vermindert sie das Körpergewicht, beschleunigt den Herzschlag, das Athmen, vermehrt Schweiß und Harn, bringt einzelne Gewebe in Zerfall, namentlich aber Störung in der Nerventhätigkeit hervor, die sich als verminderte Empfindung, Gefühlstäuschung, Zittern und Zucken der Gliedmaßen, theilweise oder auch ganze Lähmung u. s. w. ausprägt. Bei schnell eintretender Wärmeabnahme erfolgt Athemnoth, ebenfalls Störung der Gehirnthätigkeit, Irrereden und Verfall des Körpers.

Alle diese Vorkommnisse ergeben als hauptsächlichste Maßregel für die Gesundheitspflege, zu vermeiden, was den Stoffwechsel benachtheiligen könnte, und nichts zu verabsäumen, was zu seiner Förderung geeignet ist. Dazu gehört vor allen Dingen regelmäßiges Leben, richtiger Wechsel von Bewegung und Ruhe, zweckmäßige Diät in Speise und Trank, Einführung genügender Mengen von Sauerstoff, also Bewegung in frischer Luft (Turnen, Reiten u. s. w.) Pflege der Hautthätigkeit durch Bäder, kalte Abreibungen und Erfrischung des ganzen Organismus durch geistige Regsamkeit und Arbeit.

Abenteuer mit einem Löwen.

Aus d. Tagebuche eines Weltumsegelers (Schiffskochs).
(Hierzu die Illustration Seite 84.)

Vor etwa 15 Jahren — so erzählte mir ein junger Hottentott im Kaffernlande —, als ich noch ein Knabe war, diente ich einem holländischen Gutsherrn in dem Gebiete am Orangeflusse. Ich hatte jeden Morgen die Rinderheerde desselben auf die Weide und des Abends wieder heim zu führen. Während des ganzen Tages bekümmerte ich mich wenig um die guten Thiere, die für sich selbst sorgten; ich trieb allerlei Spielwerk, schlief, und unter so angenehmen Beschäftigungen kam der Abend heran. Meine Heerde fand sich immer vollständig wieder.

Aber einmal, als ich sie vor dem Heimtreiben zählte, vermißte ich eine schöne Milchkuh. Nach ihr zu suchen, war unmöglich, und ich rechnete nur auf die Sorglosigkeit der oberen Dienstleute, die oft das Vieh, wenn es in die Ställe heimkehrte, zu zählen vergaßen. In dieser Hoffnung wurde ich auch nicht betrogen, der Verlust blieb unbemerkt, und ich beschloß, der Fehlenden nachzuforschen, bevor sie vermißt würde. Ich machte mich also anderen Tages auf den Weg, ohne irgend Jemandem etwas zu sagen. Mit einem Stückchen Fleisch und einer Lederflasche voll Wasser versehen, schritt ich in großer Eile vorwärts. Es waren noch ziemlich 2 Stunden bis zum Sonnenuntergang, und ich fand ohne Schwierigkeit die Spur des verlorenen Thieres, welche mich der mir angeborene Instinkt von dem eines Thieres einer anderen Heerde sehr wohl unterscheiden ließ. Ich folgte ihr standhaft, bis die Dunkelheit eintrat, und ich nicht mehr die Spuren von denen der wilden Thiere oder Gnus, welche jene beständig gekreuzt, zu unterscheiden vermochte. Es war mir, offen gestanden, nicht ganz wohl zu Muthe, allein zu sein bei einbrechender Nacht in dieser entlegenen Gegend, fern von aller menschlichen Hülfe und ohne das geringste Vertheidigungsmittel. Doch ich war entschlossen, auf jede Gefahr hin sogleich mit Tagesanbruch meine Nachforschungen

fortzusetzen; übrigens wäre es auch Wahnsinn gewesen, wenn ich in der Dunkelheit meinen Weg nach Hause zu finden gehofft hätte. Ich machte daher mit meinem Stabe an der Stelle, wo ich die letzte Spur verloren, ein Zeichen und sah mich nach einem Baume um, auf welchem ich die Nacht zubringen konnte. Bald hatte ich eine Akazie in der Nähe erklommen und legte mich in eine Gabel von Zweigen nieder. Ich aß und trank ein wenig, da ich nicht wußte, wie lange ich ausbleiben würde; darauf band ich mich mit meinem Gurt an dem Hauptzweig fest, um beim Schlafen nicht herabzufallen, und streckte mich dann auf meinem luftigen Bette aus.

Es war eine stille Nacht; das Schweigen wurde nur zuweilen durch den schrillen Ruf der Nachteule, das Geheul des Schakals oder das entsetzliche Wiehern der Hyäne unterbrochen. Aber an solche Töne gewöhnt, schlief ich ziemlich ruhig.

Wie lange ich geschlafen, wußte ich nicht; aber ich erwachte in Folge eines Getöns, wesentlich verschieden von jedem anderen, das ich vernommen, ein Getön, welches, wenn man es einmal vernommen, nimmer vergessen kann. Dieses entsetzliche Getön, das aus der Nähe kam und einen hundertfachen Wiederhall erzeugte, war das Gebrüll eines hungrigen Löwen.

Ich schaute hinab und erblickte beim Mondschein einen großen Löwen mit schwarzer Mähne, der, am Stamme meines Baumes sitzend und zuweilen mit seinem Schweife die Erde peitschend, seine glühenden Blicke zu mir emporrichtete.

Es war ein furchtbarer Augenblick, und die darauf folgenden Stunden waren noch furchtbarer. Diese ganze entsetzliche Nacht hindurch blieb der Löwe regungslos, seiner Beute harrend, sitzen, und ich saß, vor Schreck erstarrt, ebenso regungslos über ihm und wagte kaum zu athmen, aus Furcht, ihn zu reizen.

Endlich wurde mir meine gezwungene Haltung unerträglich; mochte daraus entstehen, was da wollte, ich fühlte, daß ich meine erstarrten Glieder ausstrecken müsse, und ich änderte meine Lage so geräuschlos wie möglich. Aber ich bezahlte diese Kühnheit theuer; denn bei meiner ersten, allerdings sehr vorsichtigen Bewegung erhob sich der Löwe mit entsetzlichem Gebrüll und sprang an dem Baum empor, und zwar hoch genug, um mein Blut zu Eis gerinnen zu machen, wenn auch nicht so hoch, um mich erreichen zu können. Als ich mich wieder zurücklehnte und meine Glieder noch mehr einzog, konnte ich die todbringenden Klauen an dem Baume kratzen hören, ein Ton, welcher mir das Mark durchdrang.

Wiederum nahm das enttäuschte Thier seinen Sitz am Fuße des Baumes ein. Jetzt verschwand der Mond; wieder lagerte sich Dunkelheit auf der Erde und brachte mir in der Akazie ein wenig Ruhe. Unter ihrem freundlichen Schutze konnte ich wenigstens meine steifen Glieder ausstrecken, und trotz meiner gefahrvollen Lage schlummerte ich sogar ein wenig, wurde aber bald von unruhigen Träumen wieder aufgeschreckt.

Bald wurde ich durch die Kälte, die der Morgendämmerung vorherzugehen pflegt, und durch das Vorübersausen einer vor der Nähe des gemeinschaftlichen Feindes fliehenden Antilopen-Heerde völlig munter gemacht. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher angstvollen Stimmung ich den Tag erwartete, der über mein Schicksal entscheiden mußte; wie eifrig ich nach irgend einem Geräusch horchte, welches mir bewiese, daß der Löwe seinen Posten verlassen habe. Einmal gab mir das Geschrei eines jungen Rehes, welches nach seiner Mutter rief, Hoffnung. Wenn der Löwe noch da war, so hätte der Instinkt des schwachen Thieres es zur Flucht veranlaßt. Aber das volle Tageslicht zeigte mir noch die gräuliche Gestalt am Fuße des Baumes, Anfangs blos im Umrisse, dann wurden die glänzenden und weißen Zähne sichtbar; ich sah noch immer die gierigen Augen auf mich gerichtet. Während des letzteren Theiles der Nacht hatte sich der Löwe nicht geregt.

Noch einige entsetzliche Stunden, und die Sonne sandte ihre Gluthstrahlen auf mein nur wenig von den Zweigen geschütztes Haupt, bis mein Gehirn schmerzvoll pochte. Auch der Löwe war niedergeschlagen und ermattet; seine Zunge hing weit aus dem Rachen heraus, sein Schweif peitschte unaufhörlich seine Flanken. Endlich, im Laufe des Nachmittags, schien ihn die Hitze und der Durst zu überwältigen; und mit pochendem Herzen sah ich ihn langsam davongehen. Aber ich hatte mich geirrt, als ich mich befreit glaubte; der Löwe blieb nach einigen Schritten stehen und blickte sich nach einem tiefen Knurren um, eine Vorsicht, die er nach je 20—30 Schritten wiederholte, bis er eine Wasserpfütze, etwa 200 Schritte von dem Baume entfernt, entdeckte. Hier stillte er seinen Durst und kehrte sogleich wieder auf seinen Posten zurück.

Jetzt war jede Hoffnung verschwunden, und fast in Verzweiflung sah ich den Tag in den Abend und den Abend wieder in die Nacht übergehen.

Wie könnte ich diese Nacht schildern! Sie war insofern schlimmer als die erste, als das schreckliche Ende gewiß schien, denn mein Leib wie meine Seele waren erschöpft von Schreck und Anstrengung. Aber andererseits wurde ich einigermaßen durch das Fehlschlagen mehrfacher Versuche des Löwen, mich durch einen Sprung zu erreichen, beruhigt, und als der Tag zum zweiten Male anbrach, wagte ich, nachdem ich ein wenig Wasser und Speise zu mir genommen, eine höhere Stelle zu erklimmen, von wo aus ich in die Richtung nach dem Gute meines Herrn sehen konnte. Meine letzte Hoffnung beruhte jetzt darauf, daß der Gutsherr oder sein Dienstpersonal meine Abwesenheit entdecken und mich suchen würden, und ich spähte deshalb andauernd nach jener Richtung aus. Die Wuth des Löwen, als er von seinem Gefangenen sich noch weiter entfernt sah, war entsetzlich; er peitschte den Erdboden, biß in den Baum und unterwühlte ihn mit seinen Klauen. Aber ich fühlte mich in meiner jetzigen Lage sicherer als zuvor; denn eben das Verzweifelte derselben gab mir Muth. Während der langen, heißen Stunden dieses ganzen Tages blieb ich auf meiner Warte, und mehr als einmal hielt ich die undeutlichen Gestalten der Hirsche oder Gnus für die meines Herrn oder seines bewaffneten männlichen Dienstpersonals, welche mich zu erlösen kämen.

Aber jede der Hoffnungen endete in Enttäuschung, und als der Abend wieder nahe war, da begann ich wirklich zu verzweifeln und kletterte zu meinem vorigen Platz zurück, weil ich dort mich besser festhalten konnte. Als ich vorsichtig hinabzusteigen begann, gewahrte ich vier dunkle Gegenstände, welche sich in der Richtung nach mir näherten. — Ich strengte meine Augen auf's Aeußerste an. Diesmal hatte ich mich nicht getäuscht. Die Gestalten nahten langsam, aber immer mehr, und bald erkannte ich deutlich vier berittene Männer. Eine kleine Anhöhe verbarg den Löwen vor den Ankommenden. In der vollsten Aufregung meiner plötzlichen Rettung bemerkte ich es dennoch und schwenkte meine Mütze über den Kopf, indem ich aus Leibeskräften rief: „Ein Löwe! ein Löwe!" Meine Befreier konnten mich nicht hören. Sie kamen indeß immer näher, und jetzt konnte ich ihre Gesichter erkennen; es war der Gutsherr nebst zweien seiner Söhne, mit Büchsen bewaffnet — ein willkommener Anblick — und einem Hottentotten-Diener. Der Löwe wüthete furchtbar; denn das Rufen und die Gebärden seines Gefangenen, die dazu dienen sollten, die Herankommenden zu warnen, brachten ihn fast zur Raserei.

Plötzlich hielt der Hottentott, welcher vom Pferde gestiegen war und der Spur zu Fuße folgte, an und blickte empor. Entweder hatte mein Rufen sein Ohr erreicht, oder sein scharfes Auge hatte mich erblickt; denn er zeigte auf den Baum, schwang sich auf's Pferd und der Trupp sprengte im Galopp heran. Dies war ein Augenblick der gespanntesten Erwartung für mich, der ich zum Tode erschöpft war; und ich rief abermals: „Ein Löwe! Ein Löwe!" —

Die Gesellschaft sprengte die Anhöhe heran. Plötzlich hielt sie an — man hatte den Löwen gesehen. Das furchtbare Raubthier bemerkte in demselben Augenblick die Reiter und schritt ihnen langsam entgegen; dann stand es still, bewegte den Schweif von der einen Seite zur anderen und stieß ein dumpfes Gebrumme aus. Des Löwen Wuth bot einen prachtvollen Anblick dar; aber man kann sich denken, daß sich die Leute nicht lange damit aufhielten, ihn zu betrachten. Sie stiegen schnell ab, banden die Pferde, mit den Köpfen dem Löwen abgewandt, damit sie der Schreck nicht wild und ungebärdig mache, zusammen und kamen zu Fuße heran. Der Gutsherr, der schon manchen Löwen geschossen hatte, ging an der Spitze des Trupps. Alle gingen in fester Haltung, aber vorsichtig, und Jeder hielt einen Finger an den Drücker seiner Büchse. Der Löwe ging ihnen einige Schritte entgegen, dann duckte er sich plötzlich, während er den Kopf auf seine vorderen Tatzen legte, und verblieb so, bis er, als seine Feinde auf etwa 20 Schritte herangekommen waren, sich langsam und geräuschlos emporrichtete.

So leise als möglich ließ sich der Gutsherr auf seine Knie nieder und die Söhne folgten seinem Beispiele. Zu gleicher Zeit legten sie sodann ihre Büchsen an die Schultern, und als der Löwe einen furchtbaren Satz zu machen im Begriff war, erdröhnten drei Schüsse zugleich. Ein Schmerz- und Wuthgebrüll, und das starke Thier brach zusammen und wälzte sich in seinem Blute zu den Füßen des Gutsherrn und seiner Söhne.

Wie ich vom Baum herabkam, weiß ich nicht; ich entsinne mich nur noch, wie ich neben dem verendenden Löwen stand und er noch einen Schuß durch den Kopf erhielt. Der beherzte Gutsherr äußerte, es sei der prächtigste Löwe, den er je gesehen, und er war so erfreut über seine Jagd und meine Rettung, daß er mir die Strafe für meine Nachlässigkeit erließ. Ich war auch in der That hinlänglich bestraft worden. Von der armen Kuh fanden wir nur die gößeren Knochen, und zwar nicht fern von dem Orte, wo sich dies Abenteuer zugetragen.

Ich muß hier jedoch offen gestehen, daß ich mich bereits vor den Pforten der Ewigkeit sah und dem günstigen Zufalle nicht dankbar genug sein kann.

Bei diesen Worten nahm seine in englischer Sprache geführte Unterhaltung eine lebhafte Gestalt an, denn er erzählte mir jetzt noch verschiedene andere kleine Abenteuer, die aber nur ungefährlich waren. — Meine Zeit lief ab, sonst hätte ich ihm noch länger zugehört; aber unserem Schiffe hatte die Stunde der Abfahrt fast geschlagen, so daß ich auf Deck eilen mußte, wollte ich nicht zurückbleiben. An Bord erwartete man mich bereits und nach kaum einer halben Stunde waren wir bereits in See hinaus gesteuert, um nun andere Länder und andere Leute kennen zu lernen und um unsere verschiedenen Kultur-Missionen zu erfüllen.

Buntes Allerlei.

Bulgarentypen. (Zu unserem Bilde auf Seite 81.) Der treffliche Stift des Zeichners führt uns heute vier Charakterköpfe aus Bulgarien vor. Sie sind äußerst glücklich gewählt, diese Typen des bulgarischen Volkes. Der Mann mit dem großen „Schnauzer" unter der leichtgebogenen Nase, mit dem Fez auf dem militärisch kurzen Haupthaar, darf als der Vertreter der Mehrheit der Bulgaren angesehen werden, die es ernst mit des Vaterlandes Selbständigkeit meinen und treu zu Fürst und Regierung stehen. Sein gerader Gegensatz ist der Baschi-Bozuk mit dem wilden Blick und dem strähnigen Haar, der dem angehört, welcher am besten zahlt, heute bereit ist, dem Türken zu dienen und morgen dem Russen sich in die Arme wirft. Echt slavische Züge trägt Nummer zwei von links zur Schau, deren Rassenverwandtschaft mit dem „Bruder Ruß" ihr mitten im Gesicht geschrieben steht. Die hohe Lammfellmütze kennzeichnet den Bauer. Ein bulgarisches Beamtenportrait ist endlich Nummer vier; es liegt etwas wie stilles Leid, aber zugleich auch wie geduldige Gelassenheit in den starken Zügen. Und wahrhaftig, Geduld haben die Bulgaren allesammt nothwendig, um die Lösung des Räthsels abzuwarten, das sich auf dem Boden des unglückseligen Landes immer wieder und immer dunkler entwickelt.

Der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre unserer Erde hat sich nach den neuesten exakten Untersuchungen als geringer herausgestellt, als früher angenommen wurde; auch ist er über dem Festland sowohl, wie über dem Meere, in den untersten Schichten des Luftmeeres, wie in den höheren Regionen bis zu zehntausend Fuß annähernd derselbe. Der Durchschnittsgehalt beträgt dem Volumen nach in je 10000 Theilen Luft 3 Theile Kohlensäure. Die landläufige Annahme, daß der Kohlensäuregehalt der Luft durch die Einflüsse der Vegetation, der Verwesungsprozesse im Boden, des gesteigerten Verbrauches von Brennmaterial in den Städten um ganze Prozente steige, hat sich nicht bestätigt; der Durchschnittsgehalt, welcher überhaupt nur ein Dreißigstel Prozent beträgt, erreicht selbst in den bevölkertsten Stadttheilen nicht ein Fünfundzwanzigstel Prozent. Nur in nächster Nähe der Verbrennungs- resp. Verwesungsherde, sowie bei vulkanischen Ausbrüchen ist ein (etwas) höherer Gehalt der Luft an Kohlensäure bemerkbar.

Leichtes Erkennungsmittel.



Sophie: „Du, Klara, wir haben im Klub demnächst Kostümball, mein Mann geht auch mit, und damit man mich nicht erkennt, erscheine ich dann im Herrenkostüm."

Klara: „Bilde Dir nur nichts ein! Es erkennt Dich darin gleich Jeder."

Sophie: „Wieso denn?"

Klara: „Weil ein Jeder schon lange weiß, daß Du zu Hause der Mann bist."

Die Großmutter. (Zu unserem Bilde auf Seite 85.) Eine Idylle aus dem russischen Volksleben stellt dieses Bild vor. Wie oft tritt der Fall ein, daß alle Erwachsenen die Hütte verließen, um auf den Fischfang zu gehen oder in den Wald nach Holz, und es ist dann ein wahres Glück für die Kleinen, wenn noch eine gute Großmama da ist, die sich der Kleinen annimmt. Die strenge Kälte hat die Großmama auf ein recht sinnreiches Auskunftsmittel gebracht, um sich zu wärmen, — sie hat im Backofen Platz genommen, versäumt aber doch nicht die Fürsorge für den kleinen Enkel, der in augenscheinlich etwas mißvergnügter Stimmung inmitten der Hütte schwebt.

Gasbeleuchtung, nicht elektrisches Licht in Bibliotheken. Auf einen eigenthümlichen Uebelstand, den die Verwendung des elektrischen Lichtes mit sich bringt, hat kürzlich der Wiener Botaniker, Professor Wiesner, aufmerksam gemacht. In der Bibliothek der technischen Hochschule zu Wien vergilbten zahlreiche in den sechziger und siebziger Jahren erschienene Werke in so auffallender Weise, daß der Leiter dieser Bibliothek sich mit dem Ersuchen an Professor Wiesner wandte, die Ursachen dieser Erscheinung festzustellen. Professor Wiesner fand nun, daß das Licht bei der Vergilbung des Papiers betheiligt ist, daß letztere aber nur bei solchen Papieren eintritt, welche aus verholztem Material (Holz, Stroh, Jute) bestehen. Wird das Lignin, der wesentliche Bestandtheil des Holzes, durch chemische Mittel entfernt, so unterbleibt das Gelbwerden. Die Vergilbung beruht auf einem Oxydationsprozeß. Sonnenlicht wirkt schädlicher, als zerstreutes Tageslicht; sehr schwaches, stark abgedämpftes Tageslicht wird, zumal in sehr trockenen Räumen, von ungemein geringer Wirkung sein. Gaslicht ist wegen seines geringen Gehalts an stark brechenden Strahlen fast ganz unschädlich. Hingegen wird elektrisches Bogenlicht und überhaupt jede kräftige Lichtquelle, welche viel stark brechbare Strahlen aussendet, das Vergilben begünstigen. Mit Rücksicht auf die Gefahr der Vergilbung der Papiere wird somit in Bibliotheken die Gasbeleuchtung der elektrischen Beleuchtung im Allgemeinen vorzuziehen sein.

Hauswirthschaftliches.

Als billige Waschtinktur zur Konservirung der Haut wird folgendes Verfahren empfohlen: 15 g Benzoë (ein Harz) und ebensoviel Borax, fein gepulvert, werden in einer Flasche mit 100 g Weingeist übergossen, die Mischung einige Tage warm gestellt und öfters geschüttelt. Von der klaren Flüssigkeit, die man endlich abgießt, giebt man einige Tropfen in das kalte Wasser, am besten Regenwasser, welches man zum Gesichtwaschen verwendet. Die Haut wird bei dauernder Anwendung eines derartigen Wassers allmälig rein und glatt werden. Auf den in der Flasche etwa zurückbleibenden Bodensatz gießt man wieder 50 g Weingeist und verfährt wie oben.

Auflösung d. Schachaufgabe Nr. 11.

Weiß.	Schwarz.
1) S. C 2 — A 1	1) L. E 6 — A 2 oder A).
2) B 2 — B 4†	2) A 4 nimmt B 3.
3) K. C 1 — B 2	3) Beliebig.
4) S. oder B. setzt Matt.	

A)

1)	1) L. E 6 — B 3.
2) S. A 1 n. B 3†	2) A 4 nimmt B 3.
3) K. C 1 — D 2	3) Beliebig.
4) B. setzt Matt.	

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Räthsel.

Nicht mein Gebild sei dir das Ziel des Strebens;
Denn bei der Unvollkommenheit des Lebens
Wird's selten nur zur schönen Wirklichkeit,
Und schafft beständig dir nur Sorg' und Leid.

Und doch mag manches schwache Herz nicht lassen
Den schönen Traum, vermag sich nicht zu fassen,
Wenn in der kalten Welt verloren geht,
Was als ein hohes Urbild vor ihm steht.

Dem Sterblichen jedoch, dem es beschieden,
Was er geträumt, zu finden ganz hienieden,
Dem ist nicht mehr ein Bild der Phantasie,
Was ihm sein Stern als höchstes Glück verlieh.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welcher Bursche darf kein Sitzfleisch haben?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Dem Windbeutel.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht zu sein.

Charade.

Mein Erstes sagt soviel als „Sieh!"
Mein Zweites ist nicht das, nicht die;
Mein Ganzes bleib' dir fern, mein Lieber!
Es zeugt von Abscheu, Kälte, Fieber.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Windrose. — Laval.

Redigirt von C. Bötzel in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstr. 22.